

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 22

Mai 2002

Die Lebenden und die Toten schützen

Der Friedhof der Jüdischen Gemeinde in unserer Stadt wurde geschändet. Grabstätten und Gedenksteine wurden zerstört, schlimmste antisemitische Parolen geschmiert. Das ist das Werk einer gewalttätigen Mischung aus Dummheit, Feigheit und Kriminalität. Es kann jetzt nicht nur darum gehen, dass Sympathisanten der Jüdischen Gemeinde ihre Betroffenheit ausdrücken, so wichtig das auch ist.

Es geht jetzt darum, dass wir die öffentliche Verständigung in unserer Stadt suchen zu der Frage: Was wollen wir tun, um die jüdischen Bürgerinnen und Bürger, die Lebenden und die Toten, wirkungsvoll zu schützen? Mit dieser Frage wenden sich Freundinnen und Freunde, die Mitarbeiter und die Gremien des Max-Samuel-Hauses an die Öffentlichkeit. Es geht um die Würde, die Sicherheit und den Frieden von Personen in unserer Mitte.

Niemand denke, dass ja „nur“ eine kleine Gruppe von Mitmenschen betroffen ist. Wir wissen aus der deutschen Geschichte, wie der gewaltsame Antisemitismus die ganze Gesellschaft zerstört. Es geht auch jetzt um die Qualität der demokratischen Bürgergesellschaft.

Wir brauchen klare gesellschaftliche, politische und persönliche Signale. Dazu können gehören: öffentlicher Protest, politische Entscheidungen für die Sicherheit jüdischer Einrichtungen, Friedensgebete der religiösen Gemeinschaften. Ein wichtiges Zeichen wäre es aber auch, wenn viele Rostocker die geschändeten Gräber auf dem Jüdischen Friedhof am Westfriedhof aufsuchten, um dort eine Blume oder einen Kieselstein niederzulegen. Steine sind die Blumen der Wüstenwanderung.

Und schließlich: Helfen Sie alle mit, die Unsicherheit, die Gleichgültigkeit, die Unkenntnis und die Verdrängung hinsichtlich des Judentums und seines Geschicks zu überwinden! Zeigen Sie, dass Sie eine lebendige jüdische Gemeinschaft in unserer Stadt wollen und verteidigen!

Stiftungsvorstand der Begegnungsstätte
für jüdische Geschichte und Kultur
Max-Samuel-Haus

Rose Ausländer Mutterland

*Mein Vaterland ist tot
sie haben es begraben
im Feuer*

*Ich lebe
in meinem Mutterland
Wort*

Es war nicht das erste Mal, daß sich das Max-Samuel-Haus mit jüdischer Kultur aus Czernowitz befaßt: Die Ausstellung „My Dear Roisele“ stellte mit Itzig Manger und Elieser Steinbarg jiddische Dichter aus der Bukowina vor, Gedichte Paul Celans wurden von Fred Mahlbarg interpretiert, und der Czernowitzer Autor Josef Burg präsentierte seine Texte.

Mutterland Wort: Rose Ausländer 1901-1988 Ausstellung im Max-Samuel-Haus

Die Ausstellung „Mutterland Wort: Rose Ausländer 1901-1988“, bisher in 102 Städten gezeigt, ist eigentlich wenig aufregend: Einige Fotos der Dichterin von der Kindheit bis ins Alter, Zeittafeln mit biografischen Daten und ein paar Gedichte. Wer allerdings die Eröffnung erlebt hat, zweifelt nicht daran, daß sich der Ausstellungsbesuch lohnte. Helmut Braun, Beiratsvorsitzender der Rose Ausländer-Stiftung, Verleger, Nachlassverwalter, Herausgeber der Gesammelten Werke in 8 Bänden und Autor einer Biografie, erwies sich in seinem ebenso informativen wie lockeren Vortrag als excellenter Kenner der Dichtung und der Dichterin. Er zog uns in den Bann der Rose Ausländer, wie es ihm durch die persönliche Begegnung vor 25 Jahren selbst geschehen ist.

1978 legte sich die Dichterin, seit ein paar Jahren im Nelly-Sachs-Haus, dem Altenheim der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf, lebend, zu Bett und stand nicht wieder auf, obwohl das zumindest am Anfang nicht medizinisch bedingt war. Außer ihrem Bruder, der jedes Jahr aus Amerika kam, durfte nur Helmut Braun sie besuchen: jeden Freitag, 18.45 Uhr, zehn Jahre lang. Sie war berühmt, fast eine öffentliche Person geworden und entschied sich für den Rückzug aus der Öffentlichkeit - und damit für ihren Freiraum zum Schreiben, der für sie mehr Lebensqualität bot als das ganze Leben, das wir gewöhnlichen Menschen verbringen. In dieser Isolation schuf sie bis 1986

ein großes Alterswerk. Dann war für sie alles gesagt, sie hörte auf zu schreiben und wartete auf den Tod in dem Bewußtsein der Unsterblichkeit durch ihre Gedichte.

Rose Ausländer - kein bedeutungsvolles Pseudonym, sondern der Name ihres (bald geschiedenen) Mannes - war auch schon vor diesem erstaunlichen Entschluß eine ungewöhnliche Frau. Sie lebte 25 Jahre in Czernowitz, 25 Jahre in New York und 25 Jahre in Düsseldorf, ein extrem wechselvolles Leben, ohne eigene Wohnung, immer mit Koffern voller Gedichte, eine Frau mit souveränen Haltungen und Handlungen. Dabei hat sie als Czernowitzer Jüdin ihr Leben nicht selbst bestimmen können. Sie lebte nach der deutschen Besetzung in Todesgefahr und schrieb, um eine Gegenwelt aufzubauen, in der sie überleben konnte.

Der durchlittene Alptraum der Shoa machte es ihr zeitweise unmöglich, deutsch zu schreiben. Die Muttersprache war zur Mördersprache geworden. Sieben Jahre schrieb sie englisch, bis dann die Erkenntnis reifte, Gedichte könne sie nur in der Muttersprache schreiben. Die Rückkehr zum Deutschen ging einher mit einem neuen Stil, unter Verzicht auf die klassische Form und den Reim - mit dem originären Rose Ausländer-Stil. 3000 Gedichte hat sie geschrieben, manche in 25 Fassungen, 2400 davon sind gedruckt. In der DDR ist Rose Ausländer außer in Anthologien und in der Literaturgeschichte kaum wahrgenommen worden, im Gegensatz zu HAP Grieshaber, der Holzschnitte zu ihren Gedichten schuf (und umgekehrt). Hierzulande bleibt sie noch zu entdecken.

Zur Abschlußveranstaltung nach sechs Wochen waren nur wenige Kenner oder Neugierige gekommen, so daß wir bei Wasser und Wein am großen runden Tisch in der Bibliothek des Hauses saßen und in intimer Atmosphäre die Kölner Schauspielerinnen Susanne Flury erlebten, die nachdrücklich und nachdenklich Gedichte der Rose Ausländer las. Helmut Braun sprach über die fünf Kapitel im Werk der Dichterin: Heimat und Mutter / Judentum / Shoa / Exil / Dichten und Sprache / Liebe, Alter und Tod. Die bei Rose Ausländer besonders ausgeprägte Verbindung zwischen Leben und Werk wurde ebenso sichtbar wie die zunehmende Verknappung, das Bestreben, in der Kürze den Kosmos zu erfassen.

850.000 verkaufte Bücher sind bei Lyrik ein geradezu sensationeller Erfolg. Helmut Braun erläuterte die immense Arbeit mit Verlagen, Vorträgen, Veröffentlichungen, die hinter diesem Ergebnis steckt. Und er nannte die ganz wesentliche Qualität dieser Dichtung, die darin besteht, daß sie dem Leser relativ leichten Zugang bietet und gleichzeitig über tiefe Räume im lyrischen Bild verfügt.

Christine Gundlach

Esther Zur zum Gedenken

Mai 1991 - meine erste Reise nach Israel: im Kibbuz Ein Hanatziv lerne ich endlich die Frau von Dr. Yaakov Zur, mit dem ich damals bereits seit fünf Jahren eng zusammen arbeitete und befreundet war. kennen. Esther, eine kleine, schlanke, sehr lebendige und bescheidene Frau, nahm mich sofort mit viel Freundlichkeit und Wärme in ihr Haus auf. Sehr schnell entstand das Gefühl von Vertrautheit. Wir unterhielten uns und diskutierten in Deutsch miteinander. Das alles scheint so selbstverständlich, war es aber überhaupt nicht. Yaakov hatte mir während seiner Besuche sehr viel über Esther erzählt. Ich wußte, daß sie 1924 in Belgien geboren worden war, daß sie miterleben mußte, wie 1942 ihre Eltern - später auch ihre Großmutter - aus Antwerpen von den Deutschen in ein Vernichtungslager deportiert wurden. Sie selbst flüchtete 18jährig auf abenteuerlichen Wegen über Frankreich, Andorra und Spanien nach Palästina. 1944 erreichte Esther Haifa. Ich wußte, daß sie seitdem nicht mehr die deutsche Sprache benutzte. Selbst als sie Yaakov kennenlernte und 1948 heiratete, sprachen sie kein Deutsch miteinander - die einzige Sprache, die beide gemeinsam beherrschten. Ich wußte, daß Esther es ablehnte, nach Deutschland zu reisen, daß sie zwar Yaakovs Arbeit mit nichtjüdischen Deutschen und seine Reisen nach Deutschland tolerierte, aber nicht davon begeistert war.

Was ich in dieser einen Woche als Gast von Esther und Yaakov Zur im Mai 1991 in Ein Hanatziv erlebte, bewegte mich damals und bewegt mich bis heute sehr. Ich sah eine Frau, die in ihrem Leben viele Schicksalsschläge erlitt, aber überhaupt nicht verbittert war. Esther besaß einen ausgeprägten Sinn für Humor, sie lachte gern, ihre klugen Augen blitzten dann schalkhaft. Sie war sehr natürlich, wirkte jugendlich und energievoll. Bei unseren Spaziergängen durch den Kibbuz, beim gemeinsamen Essen im Speisesaal, beim Einkauf im Kibbuzladen fiel mir sofort eines auf: Esther war in Ein Hanatziv eine Persönlichkeit, die von Alten und Jungen nicht nur freudig begrüßt wurde, sondern auch vielfach um ihren Rat gefragt wurde.

Zwei Erlebnisse haben sich mir eingeprägt. Esther und Yaakov waren zu einer Hochzeit in einem Nachbar-Kibbuz eingeladen, ich durfte sie begleiten. Die Braut war ein ehemaliger „Zögling“ von Esther, die sich seit Jahrzehnten als Erzieherin um Kinder und Jugendliche kümmerte. Welche eindrucksvolle Arbeit sie wirklich leistete, begriff ich erst viel später, aber bei dieser Hochzeit mit Hunderten von Gästen erlebte ich, daß Esther ständig von Frauen und Mädchen umringt war, die sie wie ihre Mutter behandelten, sie umarmten und küßten, zum vertraulichen Zweiergespräch „entführten“.

Esthers Zugehen auf junge Menschen ist mir später immer wieder als eine ihrer großartigsten Fähigkeiten aufgefallen. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, sahen sie als Vertraute, redeten mit ihr über Dinge, über die sie mit ihren eigenen Eltern oder Großeltern nicht unbedingt sprechen wollten.

Das zweite Erlebnis war von den Umständen her bedrückend. Am Schabbat ist es im religiösen Kibbuz üblich, daß am Nachmittag gemeinsam religiös gelernt oder über ernsthafte Themen diskutiert wird. Eine Gruppe von Senioren hatte mich zum Gespräch eingeladen, das im Bunker des Kibbuz stattfand, jenem Bunker der noch wenige Wochen zuvor bei den irakischen Gasangriffen auf Israel als Zufluchtstätte der Kibbuzmitglieder wirklich genutzt worden war. Fast alle der etwa zwanzig Senioren hatten im Holocaust den größten Teil ihrer Familie verloren. Die Fragen an mich als jungen Deutschen waren sehr offen. Es waren Fragen nach dem Warum des Mittuns oder Wegschauens der meisten Deutschen beim millionenfachen Morden, aber auch Fragen nach den neonazistischen Ausschreitungen in der Gegenwart, nach der Haltung der Deutschen zum Golfkrieg. Es war Esther, die sehr engagiert und klug, dieses - auf Deutsch stattfindende - Gespräch moderierte.

1993 hat Esther ihren Mann Yaakov nicht nach Rostock begleitet, als ihm die Ehrenbürgerschaft der Hansestadt verliehen wurde. Aber 1994 kam sie erstmalig mit Mann und Kindern auf einer Reise zu den Herkunftsgebieten ihrer Familien nach Deutschland, nach Rostock. Weitere Reisen folgten. Esther ging zu Rostocker Schülern und Studenten, erzählte von ihrem Leben und Überleben im okkupierten Belgien, vom harten Aufbau im Kibbuz, diskutierte über den Nahostkonflikt. Sie selber sagte: „Ich habe verstanden, daß man Kontakt finden muß zu den Menschen, um mit ihnen zusammen eine bessere Welt zu schaffen. Ich habe die Menschen kennengelernt, ich habe Kontakt gefunden. Jeder muß seinen Teil beitragen, um die anderen zu verstehen. Ich bin mitgefahren und habe es nicht bereut.“ Vor einem dreiviertel Jahr war Esther mit Yaakov zum letzten Mal in Rostock.

Es gäbe noch so viel über Esther zu schreiben: über ihren Familiensinn, über die Großmutter von zehn Enkeln; über ihre eigene lebenslange Freude am Lernen, vor allem am religiösen Lernen... 78jährig ist Esther Zur zu Pessach gestorben. Eine Nachricht, die für mich, für ihre vielen Freunde und Bekannten im Umkreis des Max-Samuel-Hauses zunächst unfaßbar schien. Wir trauern sehr um Esther. Wir trauern vor allem mit Yaakov. Wir werden Esther nicht vergessen.

Frank Schröder

DER ALTE MANN MIT DER NEUEN BRILLE

Schon wieder mit seinem Gepäck an den Zug nach Hamburg begleitet, sagt der alte Herr beim Abschied: „Ich danke Ihnen, dass Sie einen so alten Mann eingeladen haben. Das ist doch immer ein Risiko.“ Größer als das Risiko hatten wir die Chance bewertet, diesen hinsichtlich der Religionen so kundigen und nachdenklichen Mann persönlich zu erleben. Heinz Rothenbühler, Jahrgang 1920, Theologe, Religionswissenschaftler, langjähriger reformierter Pastor, hatte aus dem Schweizer Kanton Luzern die Reise nach Rostock und Güstrow zugesagt und gewagt.

Heinz Rothenbühler zu Gast im Max-Samuel-Haus

Wir waren durch ein Buch auf ihn aufmerksam geworden, ein Buch, das er im Selbstverlag herausgegeben hatte, weil kein Verlag es für profitabel hielt. Das Buch trägt den Titel „Abraham inkognito. Einführung in das althebräische Denken“. Na ja, dann ist es auch kein Wunder... Allein durch den Titel wird man wohl zu einer solchen Reaktion verleitet. Ein etwas verstaubtes Thema für Spezialisten. Man muss das Buch versuchsweise aufgeschlagen und sich festgelesen haben, um den persönliche Austausch mit dem Autor verlockend zu finden.

Heinz Rothenbühler verpasst uns mit seinem Buch gewissermaßen eine neue Brille. Und mit dieser Brille auf der Nase können wir die Bibel, wenn wir uns denn dafür interessieren, besser verstehen. Vielleicht wird aber auch durch die veränderte Sicht ein ganz neues Interesse für das alte jüdisch-christliche Menschheitsbuch geweckt. Die Gläser unserer bisherigen Normalbrille sind stark abendländisch, das heißt durch das altgriechische Denken eingefärbt. Hinter den Schriftzeugnissen der Bibel steht oder besser *bewegt* sich jedoch das althebräische Denken. Bevor Sie jetzt ärgerlich sagen: „Also doch Spezialistenkram“, ein oder zwei Beispiele.

Ein wichtiges Wort der Bibel ist das hebräische Wort NEFESCH, das mit „Seele“ übersetzt wird. Mit der „griechischen“ Brille lesen wir nun etwas, das uns an „Unsterblichkeit“, an Fortleben nach dem Tode denken lässt

oder an eine schwer fassbare „Mitte“ unseres Lebens, die jedenfalls etwas „Höheres“ oder „Anderes“ ist als unser leibliches Leben mit allem, was dazu gehört. Die „hebräische“ Brille, die wir beim Lesen der Bibel eigentlich aufhaben sollten, zeigt uns, dass die Übersetzung von NEFESCH mit „Seele“ schon in Ordnung geht, aber nur, wenn beachtet wird, dass NEFESCH nicht nur „Seele“ sondern auch „Kehle“ bedeuten kann. Aber was ist denn die Kehle für ein Organ? Da atmen wir oder ringen nach Atem, da lechzen oder verschmachten wir gar, da gieren und verschlingen wir auch. Wenn die Bibel „Seele“ sagt, dann soll unsere ganze Leiblichkeit gerade nicht vergessen und schon gar nicht diskreditiert, sondern ausdrücklich anerkannt und angenommen werden. Und nun zitiere ich den alten Herrn: „Komponenten der NEFESCH sind Hunger, Durst, das Bedürfnis nach geistigem und leiblichem Kontakt, besonders mit dem anderen Geschlecht, sowohl das Bedürfnis nach Halt, Geborgenheit, Selbstbehauptung, als auch das Bedürfnis nach Fortbewegung und Fortpflanzung, Neugier.“ Wenn wir in der Bibel also von unserer „Seele“ lesen, dann geht es um unser Leben *vor* dem Tode, um unser Leben in der Ganzheit seiner leiblich-geistigen Bedürfnisse.

Noch ein Beispiel? Ganz kurz. Hat der Jude Jesus den Menschen, die ihm zuhörten, etwa eine Spitzenethik verordnet, die niemand praktizieren kann oder höchstens eine moralische Elite? Wenn dir einer den Rock nimmt, dann sei bitte so gut und gib ihm auch deinen Mantel? Lass dich ohne einen Versuch der Gegenwehr von anderen Menschen tyrannisieren? Hält Jesus eine hochgestochene, abstrakte Moralpredigt oder antwortet er auf bedrängende Fragen bedrängter Menschen? Auf wessen Fragen antwortet er eigentlich? Das ist die schlichte Frage, die Rothenbühler an die biblischen Texte stellt. Die Antwort ist ebenso schlicht: Jesus spricht mit Menschen aus den untersten Schichten des von den römischen Besatzern (und von der eigenen Oberschicht) geknebelten und verachteten jüdischen Volkes. Es geht um eine praktische Überlebensethik für Menschen, die, wenn sie sich zur Wehr setzen, riskieren totgeschlagen

zu werden. Um ihre Würde geht es, vor sich selber und vor Gott. Die THORA Gottes ist als Lebenshilfe für bedrängte Menschen auszulegen.

In seinem Vortrag im Max-Samuel-Haus kam Heinz Rothenbühler gleich auf mehrere Religionen zu sprechen: Hinduismus, Judentum, Islam, Christentum. Mit ihnen allen hat er in seinem Leben ausführliche Lebens- und Gesprächserfahrungen gemacht. Dabei gibt er deutlich zu erkennen, dass er reformierter Christ ist, wenn auch bisweilen „am Rande“ seiner Kirche. Das aber ist, da es so viel Wirklichkeit außerhalb der Kirchen gibt, ja auch kein schlechter Standort. Eine Erfahrung mit den Religionen hat sich immer mehr verdichtet: Das eine sind ihre ordentlich in Sätze gefassten Botschaften und Lehren, das andere ihre tatsächlichen Wirkungen oder gar Auswüchse. Eine „Friedensdenkschrift“ oder eine sanftmütige Predigt in einem bürgerlichen Gottesdienst der Schweiz nehmen sich anders aus als die protestantisch-katholischen Auseinandersetzungen in Nordirland. Hinsichtlich aller Religionen lassen sich solche Beobachtungen machen. Sie sind gewissermaßen „im Streichelzoo“, aber auch „in der Wildnis“ zu erleben.

Rothenbühler machte den Versuch einer Kurzcharakterisierung der Religionen. Der Versuch muss in seinen Verkürzungen gewagt und hypothetisch bleiben, ist aber auch hilfreich, um über die Religionen in ihrer Verschiedenheit überhaupt ins Gespräch zu kommen. Für den *Hinduismus* stehe das „Verbinden“ im Vordergrund. Alles hat Anteil am Brahman. Das Du, das Andere ist eigentlich dasselbe wie ich. Es muss nicht als eigenständiges Gegenüber wahrgenommen werden. Demgegenüber sei das *Judentum* eine Religion des ausdrücklichen „Unterscheidens“: Licht und Finsternis, Werktag und Schabat, Milchernes und Fleischernes und vor allem Schöpfer und Geschöpf. Wie Gott so wird auch der andere Mensch als gegenüber stehendes Du wahrgenommen. Hinzuzufügen ist als der Grundzug des hebräischen Denkens, das Denken in Kategorien der Bewegung, des Weges, nicht des Seins. Nichts ist so negativ festgelegt und festgefahren, dass nicht eine durch Gott begleitete Bewegung in die Zukunft glaubbar wäre. Der *Islam* wiederum sei

eine Religion, für die die „Vergeltung“ eine wesentliche Rolle spiele. Die durch Allah vorgegebene Ordnung von Welt und Leben wird geradezu durch Vergeltung aufrechterhalten. Die Mitwirkung an der Vergeltung sichert die Würde des Menschen, oder jedenfalls des Mannes. Die Stellung der Frau im Islam sei eben dadurch so besonders bestimmt, dass Allah sie offenbar – waffenlos – für die Vergeltung nicht braucht. Und was haben wir nun zur Charakterisierung des *Christentums* herausgehört? Das Christentum als Religion der Hinwendung zu den Bedrängten, als Religion der „Versöhnung“? Am deutlichsten habe ich gehört, dass Jesus sehr religionskritische Akzente gesetzt habe. Es käme nicht vor allem darauf an, dass der Mensch religiös begründete Regeln einhalte und Rituale vollzöge, sondern dass ihm geholfen werde, als Mensch in Würde zu leben, und dass er dazu auch dem Du seines Mitmenschen helfen möchte. Keine Frage, dass diese wesentlichen Ursprünge durch griechisches Denken überlagert und verkehrt, durch die Machtgeschichte des Christentums entstellt worden sind. Kann man aber sagen, dass das Christentum in sich selber einen selbstkritischen Stachel trägt?

Wozu nützt nun diese unterscheidende Charakterisierung der Religionen? Sollen und können sie sich einiger werden und mit welchem Ziel? Sie tragen zweifellos riesige Potentiale zum Unfrieden, aber auch zum Frieden in sich. Deshalb müssen wir uns, ob religiös oder nicht religiös, für sie interessieren. Ihre Dialoge untereinander, die gerade erst begonnen haben, werden die Unterschiede nur immer deutlicher machen. Sie leiten aber auch die Verständigung über ein „Weltethos“ (Hans Küng) ein, dessen Grundelemente ihnen gemeinsam eigen sind. Sehr fruchtbar finde ich Rothenbühlers abschließenden Vorschlag, die Religionen sollten befragt werden, ob und wie sie an wichtigen säkularen Aufgaben teilnehmen wollen: die Menschenrechte, insbesondere die Kinder- und die Frauenrechte.

Dem alten Herrn ist zu danken für die Anstöße, die er aus der Schweiz in den ostdeutschen Norden getragen hat. Wir wünschen ihm Kraft im Kampf gegen die Krankheiten.

Fred Mahlburg

68. Rostocker Wissenschaftshistorisches Kolloquium der Ernst-Alban-Gesellschaft im Literaturhaus Kuhtor mit einem Vortrag von Frank Schröder, Leiter des Max-Samuel-Hauses, über „Jüdische Intellektuelle im wissenschaftlichen und kulturellen Leben Rostocks 1871-1945“

Rostocker Biografien

Sie kamen oft nach dem Studium als junge Akademiker in das durchaus nicht weltoffen-liberale Rostock, wo es aber doch Handel und Wirtschaft und eine Universität gab, zudem die größte jüdische Gemeinde Mecklenburgs. Als Rostocker Bürger trugen sie bei zur geistigen, politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung, zum Ansehen der Stadt. Sie waren in den besten Jahren, als die neue Macht mit weitgehender Billigung der eingewachsenen Rostocker ihre Biografien gewaltsam zerschnitt. Frank Schröder zeichnete das Leben einiger Rostocker jüdischer Intellektueller nach, machte ihr Engagement nicht nur im Beruf, sondern auch in Parteien, Vereinen, Kommissionen, Gesellschaften deutlich, beschrieb die Brüche in ihrem Leben durch Gesetz und Gewalt, die teilweise auch die physische Existenz auslöschte. Durch die überlegte Auswahl der Personen wurde ein breites Spektrum von unterschiedlichen Lebenswegen sichtbar.

Der Pharmakologe Dr. Leo Glaser, der 1924 nach Rostock kam, war auf vielen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens tätig - in der Mecklenburgischen Handelskammer, in der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, als Förderer der universitären Forschung, bei der Entwicklung des Fremdenverkehrs. Nach der Machtübernahme der Nazis wurde er ausgeschlossen, enteignet, überwacht. Durch die „Mischehe“ mit seiner „arischen“ Frau teilweise geschützt, erlebte er den 1. Mai 1945 als Tag der Befreiung. Er wurde Mitbegründer der LDPD und Stadtrat für Finanzen. Über seinen Rücktritt 1947 und die Übersiedlung zu seiner Tochter in die USA kann nur spekuliert werden: Er war immerhin über 70 und sicher nach den überstandenen Belastungen müde. Anzunehmen ist aber auch Enttäuschung über die sich abzeichnende Entwicklung in der Sowjetischen Besatzungszone oder in Deutschland überhaupt. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Glaser ist in Rostock weitgehend unbeachtet geblieben.

Prof. Dr. David Katz dagegen, 1919 Gründer des Psychologischen Instituts der Universität, Wissenschaftler von internationalem Rang, der nach Entlassung und Emigration die Arbeit in Schweden bis zu seinem Tod 1953 fortsetzte, wurde schon seit den 60er Jahren an der Universität gewürdigt. Eine Gedenktafel gibt es in der Univer-

sität für Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Moral, Direktor der Universitätszahnklinik seit 1923. Er war 1933 ebenfalls entlassen worden und beging trotz einer Berufung an die Universität Belgrad Selbstmord. Die psychische Belastung durch die antisemitischen Anfeindungen, die Enttäuschung über seine Mitmenschen, die Angst vor einem neuen Leben in einem fremden Sprachraum waren für ihn nicht ertragbar, zumal er keine Familie hatte und nun ganz einsam war.

Eine - nichtjüdische - Frau und vier Kinder hatte der Jurist Dr. Richard Josephy. Seit 1920 bis zum Berufsverbot 1938 führte er eine Anwaltskanzlei. Beim Bombenangriff im April 1944 wurde Josephy getötet, weil er als Jude nicht den Luftschutzbunker aufsuchen durfte.

In Auschwitz vergast wurde Dr. Hans Lindenberg, wie David Katz Frontkämpfer des 1. Weltkrieges. Er war in Rostock als „Armenarzt“ bekannt. Ab 1933 durfte er nicht mehr Kassenarzt sein. 1943 wurde er mit seiner Frau Edith nach Theresienstadt deportiert, wo er versuchte, Leiden zu lindern. Nach ihm ist eine Straße in Rostock benannt.

Bei Generationen von Rostockern bekannt ist die christlich getaufte, in „Mischehe“ mit einem Arzt verheiratete Ärztin Dr. Hedwig von Goetzen, die eine angesehene Praxis für Frauenheilkunde und Geburtshilfe betrieb und an der Kinderpflegerinnenschule von Marie Bloch lehrte. Sie überlebte in Rostock, arbeitete bis zum 80. Lebensjahr als Frauenärztin, wurde in der DDR Sanitätsrätin und Verdiente Ärztin des Volkes.

Wann ist jemand ein jüdischer Intellektueller? Ist diese Kennzeichnung nicht völlig unwesentlich für den Menschen? So lautete eine Frage aus der Zuhörerschaft. Die Zuordnung ist tatsächlich schwierig, zumal nicht wenige Juden völlig assimiliert, und nicht religiös waren. Dennoch waren Richard Josephy und Hans Lindenberg aktive Mitglieder der Jüdischen Gemeinde. Offenbar gibt es doch historische Hintergründe und kollektive Erfahrungen, die mit der permanenten Bedrohung und der religiösen Bindung der Vorfahren zusammenhängen, mit der Notwendigkeit sozialen Verhaltens oder dem ausgeprägten Streben nach Bildung. Die durch die Verfolger erzwungenen Unterschiede zu negieren, hieße zudem, das Unrecht vergessen zu machen, das Menschen allein durch die „Schuld“ ihrer Geburt erleiden mußten.

Kaddisch am Gedenkstein

Besuche ehemaliger Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Rostocks, die dem Holocaust durch die Flucht aus Nazi-Deutschland entkommen konnten, im Max-Samuel-Haus sind in den letzten zehn Jahren regelmäßige und fast selbstverständliche Bestandteile unserer Arbeit geworden. Auffällig ist dabei, daß vor allem in den letzten Jahren zunehmend Angehörige der nachfolgenden Generationen – Kinder und Enkel von Flüchtlingen aus Deutschland, die bereits in der Schweiz, den USA, in Südafrika oder Israel geboren wurden – nach Rostock kommen. Für sie ist die Suche nach den Wurzeln ausschlaggebend für eine oft sehr, sehr weite Reise.

Australischer Parlamentsabgeordneter Gast im Max-Samuel-Haus

So konnten wir am 13. April den bisher am weitesten gereisten Gast begrüßen – Michael Danby aus Australien. Der 1955 in Melbourne geborene Politiker vertritt seit 1998 den Wahlkreis Melbourne-Hafen im 140köpfigen Repräsentantenhaus des australischen Parlaments. Ein Parlamentarieraus-tausch mit dem Deutschen Bundestag ermöglichte Michael Danby den familienhistorischen Abstecher nach Rostock. Begleitet wurde er von seiner Lebensgefährtin Amanda Mendes da Costa, Staats- und Rechtsanwältin, die aus einer ursprünglich portugiesischen, über England nach Australien eingewanderten, Marranen-Familie stammt.

Michael Danby, der bereits als Student politisch aktiv war und u.a. 1985 als Vizepräsident der Internationalen Jugendkonferenz amtierte, vertritt mit Melbourne-Hafen einen der historischen Labour-Wahlkreise im Parlament. Sein Wahlkreis umfaßt u.a. jüdische Einwanderungsbezirke wie St. Kilda, vorwiegend russische und griechische Wohnbezirke, aber auch Zentren universitären Lebens und Standorte von Informations- und Multimedia-industrie. Politische Hauptthemen seiner Parlamentstätigkeit sind jüdische Anliegen, insbesondere die Erinnerung an den Holocaust, Einwanderungsfragen, nationale Sicherheit, Sozialpolitik und Handelsfragen.

Sein Vater, Fred Danby, floh als Kurt Joachim Danziger knapp 19jährig 1939 aus Rostock und gelangte über Schweden nach Australien. Den Großeltern, Bruno und Margarete Danziger, gelang die Flucht aus Deutschland nicht mehr. Über sie wußte Michael Danby bisher nur, daß sie in Auschwitz oder Theresienstadt ermordet wurden.

Sichtlich bewegt und schockiert las er in der Bibliothek des Max-Samuel-Hauses die Deportations-

anweisung der Schweriner Gestapoführung für 24 Rostocker Juden, die auch seinen Großvater Bruno Danziger am 10. Juli 1942 in den Tod nach Auschwitz schickte. Viele Fragen warfen die anderen über Bruno Danziger vorhandenen Dokumente auf: Verleihung des Ehrenkreuzes für Frontkämpfer 1935, Berichte über die Fronteinsätze als Kriegsfreiwilliger 1914/18, Optionserklärung für Deutschland 1920, Inhaftiertenliste der „Reichsprogromnacht“ 9./10. November 1938...

Kopien und englische Übersetzungen dieser Dokumente wird das Max-Samuel-Haus Michael Danby nach Australien schicken, da auch seine Kinder, Neffen und Nichten sich mit der bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Familiengeschichte beschäftigen.

Nach dem Besuch des Hauses der Großeltern in der Ludwigstraße 31 war der gemeinsame Besuch auf dem Jüdischen Friedhof im Lindenpark besonders ergreifend. Auf dem 1988 errichteten Gedenkstein für die Rostocker Opfer des Holocaust stehen auch die Namen Bruno und Margarete Danziger. Der sonst sehr humorvolle, stets nachfragende und äußerst gesprächsbereite Michael Danby stand lange schweigend vor dem Gedenkstein. Mit Tränen in den Augen erinnerte er sich plötzlich an das vergessen geglaubte Kaddisch-Gebet, das traditionelle jüdische Gebet der Trauer. Tief gerührt sprach Michael Danby dem Max-Samuel-Haus, dessen Mitarbeitern, Freunden und Förderern seinen Dank für die Erinnerung an seine Großeltern, an alle Opfer des Holocaust sowie für die auf Verständigung gerichtete interkulturelle Arbeit des Hauses aus.

Gemeinsame Ziele und Ideen werden das Max-Samuel-Haus weiterhin mit Michael Danby verbinden, der bereits in seiner Jungferrede im australischen Parlament seine Familiengeschichte betonte: „In welchem positivem Licht Australien und die Labour-Partei stehen, zeigt der Umstand, daß nur eine Generation nachdem ein Flüchtling vor dem Nazismus in dieses Land kam, dessen Sohn einen Sitz im Bundesparlament gewinnen konnte. Während des gesamten Lebens meines Vaters sah ich ihn mit den im Schlafzimmer aufgehängenen Fotografien seiner ermordeten Eltern, Bruno und Margarete Danziger. Beide litten unter der Herrschaft des Bösen, welche unter dem Hakenkreuz errichtet wurde. Mein Großvater, ein Veteran des ersten Weltkrieges, starb im KZ Theresienstadt und meine Großmutter in Auschwitz. Ihre Namen in den Aufzeichnungen einer großen demokratischen Institution wie dieser zu verewigen, beweist, daß Hitlers dämonischer Plan erfolglos blieb.“

Frank Schröder/Wolfgang Weiskirchen

Wahl der Stiftungs-Gremien

Am 21. März 2002 trafen sich die Mitglieder des Vereins der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses. Kuratorium, Stiftungsvorstand und Vereinsvorstand gaben Berichte über ihre Tätigkeit in den letzten beiden Jahren. Die Vereinsmitglieder zeigten sich mit der Arbeit ihrer Leitungen zufrieden und sprachen allen Vertretern der Gremien ihr Vertrauen für die nächsten zwei Jahre aus. Gewählt wurden die Mitglieder des Kuratoriums, drei Mitglieder des Stiftungsvorstands und der Vereinsvorstand.

Kuratorium

der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock / Max-Samuel-Haus

Prof. Dr. Dieter Neßelmann, Vorsitzender
Prof. Dr. Ralf Friedrich, stellvertretender Vorsitzender
Sigrid Engler

Vorstand

der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur in Rostock / Max-Samuel-Haus

Ulrike Oswald, Vorsitzende
Dr. Fred Mahlburg, stellvertretender Vorsitzender
Hans Ludwig Levy

Ursula Hoffmann (Berlin)
Dr. Yaakov Zur (Ein Hanaziv/Israel)
 Angehörige der ehemaligen Jüdischen Gemeinde Rostock / auf Lebenszeit gewählt

Sebastian Schröder
 Senator der Hansestadt Rostock / vom Oberbürgermeister entsandt

Vorstand des Vereins der Freunde und Förderer des Max-Samuel-Hauses e.V.

Sigrid Engler, Vorsitzende
Dietmar Stocker, stellvertretender Vorsitzender
Annemarie Schröder, Schatzmeisterin
Almuth Wagner-Davidsmeyer
Jochen Bruhn

BUCHTIP

Helen Fremont

Nach langem Schweigen

Auf der Suche
nach meiner jüdischen Identität

Aufbau-Verlag

Als Helen Fremont entdeckt, daß sie jüdischer Herkunft ist, erscheint es ihr wie eine Erlösung. Nicht weil sie dadurch einen religiösen Halt bekommen hat. Von ihren Eltern wurden Helen und ihre Schwester Lara katholisch erzogen. Jeden Sonntag ging die Familie in die Kirche, auch wenn sie diese regelmäßig vor dem Abendmahl leise verließ.

Auch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe ist nicht der Grund für Helens Begeisterung. Als Amerikanerin lebt und fühlt sie sich als solche.

Es ist die Entdeckung des Familiengeheimnisses, das ihr so viele Rätsel aufgab, das immer etwas Unausgesprochenes zwischen ihr und ihren Eltern stehen ließ:

„Ich muß zugeben, ich wollte Jüdin sein, und wenn auch nur deshalb, weil es einfach Sinn ergab. Ich erkannte mich plötzlich als eine Person mit Wurzeln und Vergangenheit, mit Familiengeschichte und einer Identität.“ (S.33)

Helen Fremont und ihre Schwester gehen dieser Familiengeschichte nach. Sie forschen in Archiven, schreiben nach Israel, treffen sich mit Überlebenden der Shoa in Amerika. Wie bei einem Puzzle finden sie einzelne Teile, setzen diese zusammen oder stoßen auf nicht zu schließende Lücken.

Aus diesem Gerippe von Fakten und Daten versucht Helen Fremont die Geschichte ihrer polnisch-jüdischen Großeltern und Eltern zu rekonstruieren. Sie berichtet von der Schwester ihrer Mutter, die mit einem italienischen Adligen verheiratet ist, welcher im Zweiten Weltkrieg auf der Seite der Faschisten steht. Mit der Hilfe von

Schwester und Schwager gelingt der Mutter, verkleidet als italienischer Soldat, die Flucht aus dem von den Nazis besetzten Polen. Der Vater wird schon vorher unter der sowjetischen Besatzung nach Sibirien verschleppt, von wo ihm nach sechs Jahren die Flucht gelingt. Die Großeltern beider Seiten werden von den Nazis im Konzentrationslager vergast.

Diese Familiengeschichte wird immer wieder unterbrochen durch Reflexionen der Autorin auf die eigene Kindheit und Jugend.

Hervorzuheben sind jedoch zwei Aspekte des Buches, die mit der eigentlichen Familiengeschichte weniger zu tun haben. Da ist zunächst die Frage, warum die Eltern von Helen und Lara Fremont ihre Kinder nie über die Vergangenheit und Wurzeln der Familie aufgeklärt haben. Die Antwort, welche das Buch liefert, nämlich, daß die Eltern ihre Kinder schützen wollten, erscheint dem Leser nicht ausreichend und bleibt deswegen offen.

Der weitaus interessantere Aspekt jedoch ist die Reaktion der Eltern und der Tante auf die Entdeckung der Kinder. Sie wollen mit der Vergangenheit, den Wurzeln nicht mehr in Berührung kommen:

„Ich bin keine Überlebende!“ schrie sie, schüttelt ihren Arm und wies auf die weiße, makellose Haut. „Siehst du? Ich trage keine Nummer! Ich bin keine Überlebende!“ (S.58)

Die Eltern lehnen die Zusammenarbeit mit den Kindern ab, wollen weder selbst die Vergangenheit verstehen noch sie ihren Kindern nahe bringen:

„Wir können das entweder bestätigen oder bestreiten. In beiden Fällen wißt ihr nicht, ob es der Wahrheit entspricht, deshalb ist es eigentlich egal, was wir sagen.“ (S.46)

Doch für Helen Fremont war das Wissen um ihre jüdische Identität und das Erforschen ihrer traurigen Familiengeschichte wichtig, denn dadurch konnte sie ihre eigene Individualität endlich begreifen und erschließen lernen.

Manuela Kukuk

Neuerwerbungen für die Bibliothek

William E. Dodd jr. und Martha Dodd (Hrsg.)

Diplomat auf heißem Boden

Tagebuch des USA-Botschafters William E. Dodd in Berlin 1933-38
Berlin o.J.

Martha Dodd

Die den Wind säen

Berlin 1962

(Spenden von Frau Eller)

Ilona Buchsteiner (Hrsg.)

Mecklenburger in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts

Rostock 2001

Michael A. Meyer

Antwort auf die Moderne

Geschichte der Reformbewegung im Judentum
Wien Köln Weimar 2000

Wolfgang Hädecke

Heinrich Heine

Eine Biographie
Reinbek 1997

Norman Cohn

„Die Protokolle der Weisen von Zion“

Der Mythos der jüdischen Weltverschwörung
Baden-Baden und Zürich 1998

Kultusministerium Mecklenburg-Vorpommern (Hrsg.)

Kulturlandschaft Mecklenburg-Vorpommern

Ein Wegweiser zu Stätten der Kunst und Kultur
Schwerin o.J.

John V. H. Dippel

Die große Illusion

Warum deutsche Juden ihre Heimat nicht verlassen wollten
Mit einem Vorwort von Alfred Grosser
Weinheim und Berlin 1997

Wolfgang Langhoff

Die Moorsoldaten

13 Monate Konzentrationslager
München o.J.